

Theoretische Grundlagen:

1.1 Einführende Bemerkungen zu Text und Stil:

Die Einsicht, daß wir Kommunikation mithilfe von Texten und nicht mit Sätzen oder gar nur mit einzelnen sprachlichen Elementen vollziehen, ist jung. Sie setzte sich in den sechziger Jahren und zu Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts mit dem Paradigmenwechsel durch, den wir ‚pragmatische Wende‘ nennen, mit dem Übergang also von der systemorientierten zur kommunikations- und funktionsbezogenen Sprachbetrachtung. Fragen des Sprachgebrauchs und der situativen Einbettung dieses Gebrauchs wurden zu Untersuchungsgegenständen. Selbstverständlich gab es immer schon Wissen über den Text, und erfahrungsgemäß verfügen Sprachteilnehmer grundsätzlich über dieses Alltagswissen, d. h. über vorwissenschaftliche, aus Gebrauch und Erfahrung gewonnene, ziemlich sichere Vorstellungen davon, was ein Text ist und wie man mit diesem Wissen umzugehen hat. In der Tatsache, daß Verständigung im Regelfall möglich ist, liegt die Bestätigung für diese Annahme. Bei dem Fundus an alltagssprachlichen Wissen kann es aber natürlich nicht bleiben, wenn man sich mit dem Phänomen des Textes, mit seiner Oberflächen- und Tiefenstruktur, mit Textproduktion und -rezeption, mit Textsorten und ihren Mustern, mit Beziehungen von Texten untereinander und mit ihrer kulturellen Einbettung beschäftigen will. Dies alles sind Gebiete, auf denen die Textlinguistik heute vom eigenen Fach wie von anderen Disziplinen, z. B. von Medienwissenschaften, Theologie, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft, Medienwissenschaften, gefordert ist. Wir sehen hier schon, daß diese Teildisziplin der Linguistik – und dies nicht nur hinsichtlich der Textsorteneinteilung – das Potential für interdisziplinäres Herangehen aufweist.

Wenn der Text als die Äußerungsform, mit der sich Kommunikation vollzieht, in den Vordergrund tritt, wird auch sein Stil wichtig, von dem nun gilt, daß er nicht – wie traditionell üblich – als Sammlung vereinzelter Phänomene (Stilfiguren z. B.) oder als Stilgrammatik (stilistische Markiertheit von Wörtern im Wörterbuch z. B.), sondern als Erscheinung zu betrachten ist, die erst in der Ganzheit des Textes entsteht und somit Eigenschaft des Textes ist. Moderne Stilauffassungen (pragmatische, kommunikative, funktionale) betrachten Stil als die sprachliche Realisierung der – wie auch immer – außersprachlich vorgegebenen Faktoren der Redesituation. Das bedeutet, daß jeder Text, da immer eine situativ geprägte Äußerung, Stil haben muß. Auch von anderer Seite, z. B. von Formulierungstheorien (vgl. ANTOS 1984), wird dem formulativ-stilistischen Aspekt sprachlicher Tätigkeit zunehmend Aufmerksamkeit gewidmet, sieht man doch, daß sprachliches Handeln nun einmal in Sprache, und das heißt im Stil, objektiviert wird. Die Aufmerksamkeit richtet sich daher, wenn man die BEAUGRANDES und DRESSLERS (1981) Vorstellungen vom Text folgen will (s. 1.2.5), auf das Bindeglied zwischen der Organisation anderer Ebenen des Textes (Tiefenstruktur) zur Ebene des Sprachlichen (Oberflächenstruktur).

Die Betrachtung des Phänomens ‚Text‘ und die Auseinandersetzung mit der Frage nach der Klassifikation von Texten verlief in mehreren wissenschaftshistorisch interessanten und für die heutige linguistische Beschäftigung mit Texten aufschlußreichen Etappen. Im folgenden sollen daher diese Etappen knapp dargestellt werden. Daran wird sich die Darstellung eines relevanten Textbegriffs, der Textauffassung von de BEAUGRANDE und DRESSLER, anschließen. Dies deshalb, weil dieser Textbegriff, der immer noch aktuell ist, zugleich die Desiderata heutiger Textlinguistik zeigt und weil er einen guten Ansatzpunkt für die Darstellung der Text-Stil-Beziehungen ist. Die von den beiden Autoren vorgeschlagenen Kriterien der Textualität werden kurz erörtert. Daran schließt sich die Darstellung des Modells der für die Textproduktion und Textinterpretation relevanten Wissenssysteme von HEINEMANN und

VIEHWEGER an. Ergänzend werden die für die Textanalyse wichtigen Arten der thematischen Entfaltung nach BRINKER (1988) vorgestellt. Auf das Problem der Textklassifikation wird anschließend, da es für die Produktion und Rezeption wie für die Analyse von Texten von großer Bedeutung ist, auch knapp eingegangen.

Im zweiten Teil der Einführung werden analog zum ersten Teil verschiedene Stilauffassungen mit ihren auch jeweils unterschiedlichen Potenzen für die Stilbeschreibung und –analyse umrissen. Anschließend soll gezeigt werden, wie diese verschiedenen Ansätze der Stilistik den verschiedenen Ebenen des Textes, die mit den Kriterien der Textualität von de BEAUGRANDE und DRESSLER erfaßt werden, jeweils – mehr oder weniger – gerecht werden. Schließlich sollen Stilmuster in ihrer Korrespondenz zu Textmustern dargestellt werden.

Text

1.2.1 Textauffassungen:

Die erste Phase der Textlinguistik wird als ‚**transphrastisch**‘ bezeichnet. Das bezieht sich auf die Ausgangsidee der Begründer der Textlinguistik, die gerade den Schritt vom Satz zum Text gemacht haben, daß Texte als Folgen von Sätzen zu betrachten sind und daher mit eben den linguistischen Kategorien und Verfahren beschrieben werden können, die auch auf die Beschreibung von Sätzen angewendet werden. Phänomene wie das der Pronominalisierung, der Thema-Rhema-Progression im Text und der Temporalität innerhalb eines Textes werden analysiert und zu Kriterien für Textualität gemacht. Unter ‚**Pronominalisierung**‘ (v.a. HARWEG 1968) werden Wiederaufnahmen (BRINKER 1988) von Ausdrücken (Substituenda) durch Wiederholung oder durch andere Ausdrücke (Substituentia) mit derselben Referenz verstanden. Dieses Phänomen, wie wir es innerhalb von Sätzen kennen, wird nun auf Satzfolgen übertragen. So können nach Meinung der Vertreter dieser Auffassung Pronominalisierungsketten entstehen, die einer Anreihung von Sätzen den Zusammenhang verleihen, der sie zum Text macht. Wir werden noch sehen, daß diese durchaus einen Aspekt der Textkonstitution erfassende Beschreibung aus heutiger Sicht keine hinreichende Bestimmung dessen ist, was einen Text ausmacht. Die Auffassung, daß die ‚**thematische Progression**‘ (DANES 1976), d. h. die Verteilung von im Textverlauf bereits Gegebenem und hinzukommendem Neuem, textkonstituierend sei, da sie den Text „kontextsemantisch“ (POLENZ 1985, 292) organisiere, beruht ebenfalls auf Erfahrungen aus der Beschreibung von Sätzen. Sätze werden traditionell nach ihrer Thema-Rhema-Gliederung (BOOST 1964, BENES 1967) untersucht, von der Regel ausgehend, nach der das Gegebene im deutschen Aussagesatz vor dem Verbum finitum, das Neue aber danach steht. Für die Art der Thema-Rhema-Verteilung in Texten werden verschiedene Arten thematischer Progression beschrieben: z. B. **ein** durchlaufendes Thema oder der durchgehende Wechsel des vorangegangenen Rhemas zum Thema des Folgesatzes. Neben diesen beiden Verfahren ist ein drittes aus der Syntax abgeleitetes zu nennen: die Untersuchung der **Temporalität** von Texten. Tempusverwendung kann von konstitutiver Bedeutung für einen Text und an Textsorten gebunden sein: Durchgehendes Präteritum gilt z. B. als typisch für erzählende Texte, wobei man mit Abweichungen immer rechnen muß; Präsens und Perfekt erwartet man bei Texten, die einen direkten Bezug zum Dargestellten fordern, wie z.B. Stellungnahmen, Kommentare, Berichte (vgl. WEINRICH 1993).

Die **semantische Auffassung** vom Text löste die transphrastische ab, aus der sie eigentlich hervorgegangen war; denn schon bei der Beschreibung von Pronominalisierungszusammenhängen oder beim Bestimmen von Bekanntem und Neuem im Text war man auf das Erfassen von spezifischen, im Text gebildeten semantischen Beziehungen angewiesen.

Längst nicht alles, was es an textsemantischen Zusammenhängen zu beschreiben gibt, ist mit transphrastischem Inventar zu erfassen. Nun nicht mehr vom syntaktischen, sondern vom semantischen Aspekt ausgehend, werden Wiederaufnahmen nach dem **Isotopiekonzept** von GREIMAS (1971) untersucht. Jetzt stehen die Wortbedeutungen im Zentrum, deren vollständige oder partielle Wiederaufnahme die Gesamtbedeutung des Textes konstituiert. Die Wiederaufnahme von Semen innerhalb eines Textes bewirkt die Isotopie genannte Kohäsion, wobei von Isotopieketten und -netzen auszugehen ist. Daß später auch die gemeinsame Referenz als Bedingung für Isotopie angeführt wird (HEINEMANN, VIEHWEGER 1991), macht noch deutlicher, daß es um semantisch-thematische Zusammenhänge geht. Bei der Beschreibung von **Mikro- und Makrostrukturen** (van DIJK 1980) geht es zwar wieder um Sätze, nämlich um die Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, aber nicht unter syntaktischem Aspekt, sondern nach der Verknüpfung ihrer Propositionen, d. h. ihrer Satzbedeutungen. Wie wird auf lokaler Ebene (Beziehungen zwischen Einzelsätzen) und auf globaler Ebene (Beziehungen, die auf dem Text als ganzem beruhen) ein thematisch einheitlicher Text hergestellt? Mit diesem Verfahren spätestens gelingt es, auch die nur in der Tiefenstruktur angelegten, auf der Textoberfläche also nicht ablesbaren Beziehungen zu erfassen. Die Satz-Text-Beziehung, wie wir sie zum Teil auch noch in semantisch orientierten Textauffassungen finden, wird abgelöst durch die Betrachtung von **Text als Handeln**. Wenn man Texte im Zusammenhang der Kommunikation, als Teil unseres sprachlichen Handelns, untersuchen will, genügt eine innersprachliche Betrachtungsweise, die vom Satz ausgeht, nicht mehr. Texte selbst sind nun die Beschreibungseinheiten, die wiederum Element größerer Einheiten, der Kommunikationsakte oder Tätigkeitsbereiche, sind. Handlungsbezogene Textauffassungen gehen davon aus, daß ein Text im Gefüge von Produzent und Rezipient, von Thema, Kode und Intention auf die Erfüllung bestimmter Funktionen hin ausgerichtet ist. Textstrukturen, Textthemata, Textfunktionen sind nun im Fokus der Linguistik. Die in der Sprechakttheorie (AUSTIN 1972, SEARLE 1977) entwickelte Auffassung, daß wir sprachlich intentional, zielorientiert handeln, wird auf die Beschreibung von Texten übertragen. Dabei knüpft man an die von AUSTIN und SEARLE entwickelte Überlegung an, daß Wortfolgen als Werkzeuge der Sprache an sich noch keine Bedeutung haben, sondern daß sie diese erst im Zusammenhang der Handlung bekommen, in der sie gebraucht werden. Die systematische Ausführung dieser Überlegung baut auf den Grundideen auf, daß erstens im Laufe einer Äußerung immer mehrere Akte gleichzeitig vollzogen werden und daß zweitens diese Handlungen und die verwendeten Mittel konventionell geregelt sind. In dem jüngeren, von SEARLE entwickelten Schema werden als simultan zu vollziehende Akte der **propositionale**, der **illokutive**, der **lokutive** und der **perlokutive** Akt genannt. Im propositionalen Akt wird Bezug auf Außersprachliches genommen (Referenz) und dem Referenzgegenstand eine Eigenschaft zugesprochen (Prädikation).

Das Konzert ist beendet.

Konzert = Referenz, beendet sein = Prädikation.

Indem der Sender einem Referenzgegenstand eine Eigenschaft zuschreibt, indem er etwas äußert, verfolgt er eine bestimmte Intention. Er vollzieht einen illokutiven Akt, um zu zeigen, wie das Gesagte gemeint ist. *Konzert* und *beendet* sein können z.B. mit der Intention des FESTSTELLENS oder zum Ausdruck des ERSTAUNENS geäußert werden. Der propositionale und der illokutive Akt sind in ihrem Vollzug auf den lokutiven Akt, die Artikulation grammatisch strukturierter und mit Bedeutung versehener sprachlicher Elemente angewiesen, so wird z.B. FESTSTEELEN anders ausgedrückt als ERSTAUNEN: *Das Konzert ist beendet* (FESTSTELLEN); *Das Konzert ist wirklich schon zu Ende?* (ERSTAUNEN). Die Bedeutung des lokutiven Aktes zeigt sich besonders deutlich darin, daß eine Referenz und eine Prädikation mit ein und derselben Illokution sprachlich sehr

verschieden realisiert werden können: *Das Konzert ist wirklich schon zu Ende? / Sollte das tatsächlich schon das Ende des Konzerts sein? / Schon vorbei?* Diese Beobachtung ist von großer Bedeutung für die pragmatische Stilistik (1.3.2.2). Für den perlokutiven Akt ist wesentlich, daß eine (nicht konventionell festgelegte) Reaktion auf die Äußerung angestrebt wird. Die Übertragung dieser ursprünglich auf satzartige Äußerungen bezogenen Gedankengänge auf den Text erfolgte u.a. durch MOTSCH/VIEHWEGER (1981) und MOTSCH/PASCH (1987). Texte werden nach Auffassung dieser Autoren durch mindestens einen Handlungstyp (vgl. Illokution), der die Funktion der gesamten Äußerungsfolge charakterisiert, bestimmt. MOTSCH (1983) nennt die Handlungstypen FESTSTELLEN / INFORMIEREN, AUFFORDERN, VERSPRECHEN, BEWERTEN. Er geht davon aus, daß ein Text durch mindestens einen Handlungstyp determiniert wird, der dessen kommunikative Funktion bestimmt. Die übrigen Sätze mit ihren jeweiligen Handlungstypen haben stützende Funktion. In dieser Weise lassen sich Texte und Textsortenbereiche unterscheiden. Die Beschreibung ist damit endgültig über das Sprachliche hinaus auf den pragmatischen Aspekt des Handelns gerichtet. Hier bietet sich der Anknüpfungspunkt für die (pragmatische) Stilistik an (SANDIG 1978, vgl.3.2.2). Ein weiterer Ausbau des Textkonzeptes über die Satz-Text-Analogie und über die themenbezogene Bestimmung des Textes sowie die Text-als-Handlung-Auffassung hinaus geschieht durch die Einbeziehung der kognitiven Prozesse bei der Textproduktion und -rezeption. Der Produzent greift beim Herstellen und Verstehen von Äußerungen auf mentale Voraussetzungen, auf seine Wissens- und Erfahrungsbestände zurück. Ebenso tut es der Rezipient. Er geht mit Erwartungen an einen Text heran, die auf bestimmten Erfahrungen und bestimmtem Wissen beruhen. Überlegungen dazu, wie Wissensbereiche strukturiert sind und wie man sie erfassen kann, werden in den Auffassungen von ‚**semantischen Feldern**‘, ‚**Frames**‘ und ‚**Scripts**‘ deutlich. AGRICOLA (1987) geht davon aus, daß begriffliches Wissen nicht in isolierten Einheiten, also nicht als einzelne Sememe, sondern in Beziehungen, in ‚semantischen Feldern‘ gespeichert ist. Er beschreibt ‚Kernkonzepte‘ als semantische Felder, als Menge aufeinander abgestimmter bedeutungsnaher Lexembedeutungen, die sich durch ihre jeweilige Position im Feld ergänzen, z.B. das verbale Feld ANHABEN: bekleidet sein, beschuht sein, eingehüllt sein, eingemummt sein, aufhaben, anhaben ... in Beziehung zu dem nominalen Feld KLEIDUNG und zu anderen verbalen Feldern wie BLOSS SEIN, ANKLEIDEN, ENTKLEIDEN mit den jeweiligen zugehörigen Lexemen. Die Auffassung von ‚Frames‘ und ‚Scripts‘ geht auch von der Existenz konzeptueller Systeme unseres Wissens aus, nur geht es hier nicht um **sprachlich** fixierte Begriffe, sondern um typische Zusammenhänge, wie sie als Bestandteil der Realität in unserem Bewußtsein gespeichert sind. (MÜLLER 1984) Hier ist der Ausgangspunkt nicht das sprachliche Zeichen in seiner Beziehung zu anderen, sondern es geht um die Konzepte von Realität, wie wir sie in ihrer Strukturiertheit im Kopf haben. Die Kenntnis solcher Zusammenhänge, das Verfügen über diese Konzepte ist für den Umgang mit Texten unentbehrlich. Die Begriffe ‚Frame‘ bzw. ‚Schema‘ sowie ‚Script‘ beziehen sich gleichermaßen auf typische, erfahrungsgemäße Zusammenhänge, nur mit jeweils anderes akzentuiertem Zugriff: Frames (Schemata) erfassen die Zuordnung von Wissen in einem musterhaften, relativ feststehendem Rahmen Was alles steht uns an Gegenständen, Einrichtungen, Personen vor Augen, wenn wir die Vorstellung von *Restaurant* hervorrufen? Ausgangspunkt ist immer die Realität in ihrer Strukturiertheit, wie sie im ‚Weltwissen‘ organisiert ist. Scripts dagegen erfassen prozessural organisierte Wissensbestände, Handlungswissen. Während bei Frames der Akzent auf begrifflichen und kausalen Zusammenhängen liegt, liegt das Gewicht bei Scripts auf wiederkehrenden Folgen von Handlungen. Welche Handlungen werden beim Besuch eines Restaurants gewohnheitsmäßig vollzogen? Daß die Übergänge zwischen beiden Vorstellungen fließend sind, liegt auf der Hand.

Was mit diesen drei Ansätzen ‚semantisches Feld‘, ‚Frame‘ und ‚Script‘ geleistet ist, ist eine – verschieden akzentuierte – Beschreibung von Wissensstrukturen. Die nächste Frage muß nun sein, wie dieses Wissen im sprachlichen Handeln angewendet wird, wie also Wissenssysteme aktualisiert werden. Die Antwort darauf soll gegeben werden, indem das prozedurale Textmodell von de BEAUGRANDE und DRESSLER (1981) und das Modell der Wissenssysteme von HEINEMANN und VIEHWEGER (1991) vorgestellt werden. (1.2.3) Zuvor werden als Voraussetzung für Textmodelle der Textbegriff und seine Kriterien (nach de BEAUGRANDE und VIEHWEGER) vorgestellt.

1.2.2 Textualität und Textualitätskriterien:

Ziel der Überlegungen von de BEAUGRANDE und DRESSLER (1981) ist herauszufinden, „welche Kriterien Texte erfüllen müssen, wie sie erzeugt und aufgenommen werden können, wie sie in einem gegebenen Kontext gebraucht werden usw.“ (1981, 3). Die Autoren betonen, daß es ihnen nicht vorrangig um die Präsenz der „Wörter und Sätze eines Textes auf dem Papier“ (ebd.) geht, sondern um deren „Funktion in menschlicher Interaktion“ (ebd.). Aus dem bisher Angeführten wird verständlich, daß sie Texte als „kommunikative Okkurenz“ (ebd.), also als etwas Prozessuales bezeichnen. Sie beschreiben diese Prozessualität nach den Phasen der Textproduktion (s. 1.2.3). Zuvor gehen sie auf die Kriterien ein, die einen Text zum Text machen, die also Bedingung für Textualität sind. Es sind die Kriterien **Kohäsion, Kohärenz, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität, Intertextualität**.

Das Kriterium der **Kohäsion** bezieht sich auf die Art, wie Texte auf der Textoberfläche durch grammatische Formen miteinander verknüpft sind. Die Autoren fassen diese Vorstellung sehr weit, wenn sie „alle Funktionen, die man verwenden kann, um Beziehungen zwischen Oberflächenelementen zu signalisieren, ... unter der Bezeichnung KOHÄSION“ (1981, 4) zusammenstellen. Wir sehen, daß hier die Phänomene erfaßt sind, für die sich schon die transphrastische Textbetrachtung interessiert hat.

Das zweite Kriterium **Kohärenz** bezieht sich auf die Herstellung der semantischen Einheit des Textes durch die Aktivierung von Konzepten (s. 1.2.1) und der Relationen zwischen diesen, die der Textoberfläche zugrundeliegen. Es geht also um die Herstellung und um das Verstehen von Textsinn durch die Verknüpfung des im Text repräsentierten Wissens mit dem Weltwissen der Beteiligten. So können, um ein Beispiel zu nennen, kausale Zusammenhänge auf der Textoberfläche hergestellt sein: *Sie kam nicht zur Prüfung, weil sie in einen schweren Verkehrsunfall auf der Autobahn geraten war.* Diese Zusammenhänge müssen aber nicht sprachlich repräsentiert sein, weil unser Weltwissen die „Lücke“ auf der Textoberfläche ausfüllen kann: *Sie kam nicht zur Prüfung. Es gab einen schweren Verkehrsunfall auf der Autobahn.* Der Hörer stellt den kausalen Zusammenhang im Kopf selbst her und erkennt außerdem folgende Präsuppositionen: *Sie kam mit dem Auto. Sie fuhr auf der Autobahn.* Das Kriterium der Kohäsion steht deutlich in Beziehung zu semantisch-thematischen Textauffassungen. Kohäsion und Kohärenz sind, darauf wird in der Diskussion der beiden Begriffe immer wieder hingewiesen, nicht immer klar voneinander zu trennen. In jedem Fall wird dort, wo Kohäsion vorhanden ist, auch immer Kohärenz hergestellt. Beide Kriterien sind **textzentriert**. Daß dies erwähnenswert ist, zeigt sich sofort, wenn man die folgenden Kriterien betrachtet.

Das Kriterium der **Intentionalität** ist, über den eigentlichen Text hinausgehend, handlungsorientiert und verwenderzentriert. Es bezieht sich auf die Absicht des Textproduzenten, einen kohäsiven und kohärenten Text zu bilden, um ein bestimmtes Ziel zu

erreichen. Man sieht, daß dieses Kriterium in Beziehung zu handlungsorientierten Textauffassungen steht.

Ebenso verhält es sich mit dem Kriterium der **Akzeptabilität**, nur bezieht es sich auf den Textrezipienten und dessen Einstellung, einen kohäsiven und kohärenten Text zu erwarten. Dies ist das einzige Kriterium, das eindeutig nur rezipientenbezogen ist. Es ist von besonderer Bedeutung, weil hier der mentale Bereich der Einstellungen und Erwartungen auf der Rezipientenseite ins Blickfeld gerückt wird. Nur wenn man sich auf die oben beschriebene Einstellung, auf den „guten Willen“ des Lesers/Hörers bezieht, einen Text als sinnvoll zu rezipieren, kann man erklären, warum auch scheinbar sinnlose Texte, z.B. manche Kinderreime oder Nonsense-Texte, verstanden werden, Texte, denen in weiten Teilen Kohäsion fehlt.

Das Kriterium der **Informativität** hat ebenfalls einen über das Innertextliche hinausgehenden Geltungsbereich. Es geht darum, daß die durch einen Text vermittelten Informationen in einer angemessenen Relation zum Kommunikationsziel stehen. Was und wieviel gesagt werden muß, ist von der Intention, der Situation, von den Erwartungen und Kenntnissen des Kommunikationspartners abhängig. Das Verhältnis zwischen Erwartetem und Nichterwartetem, zwischen Bekanntem und Unbekanntem muß vor dem Hintergrund der eben genannten Bedingungen abgewogen werden. Ziel ist dabei die Aufrechterhaltung der Kommunikation, indem man Informationen nicht zu schwierig oder nicht zu ermüdend formuliert. Diese Ansprüche werden in der Stilistik seit langem unter Stichwörtern wie ‚Verständlichkeit‘, ‚Angemessenheit‘, ‚Überraschungseffekt‘, ‚Erwartungsbruch‘, ‚Nichtvorhersehbarkeit‘ behandelt.

Das Kriterium der **Situationalität** ist jedem geläufig, der sich bereits mit Prinzipien und Problemen der Kommunikation schlechthin vertraut gemacht hat. „Bedeutung und Gebrauch eines Textes“ werden, so die Autoren (1981, 12), „durch die Situation bestimmt“. Es handelt sich zum einen um die Faktoren, die die Kommunikation „von außen her“ beeinflussen, Textproduzent, Textrezipient, Thema, Kode, Kanal usw.; zum anderen muß man aber auch im Blick haben, daß ein Faktor auch die, natürlich aus „äußeren Gründen“ gewählte, Textsorte ist, durch deren Wahl die Gestaltung des Textes mehr oder weniger vorgegeben wird und in der eine typische Situation gleichsam geronnen ist.

Das letzte Kriterium, das de BEAUGRANDE und DRESSLER nennen, ist **Intertextualität**. Hier geht es ihnen darum, daß alle Texte, da sie sich immer auf das Muster einer Textsorte beziehen, über diesen gemeinsamen Bezug in intertextuellen („typologischen“ , HOLTHUIS 1993) Beziehungen stehen. Sie verweisen aber zudem darauf, daß es in bestimmten Textsorten wie Parodien, Kritiken und Entgegnungen auch Beziehungen zwischen Einzeltexten (referentielle, ebd.) geben kann und schließlich auch (referentielle) Text-Text-Beziehungen, die nicht an eine Textsorte gebunden sind, wie z. B. ein Roman, der vorgängige Literatur zitierend oder paraphrasierend aufnimmt.

Diese ‚konstitutiven Prinzipien‘ de BEAUGRANDES und DRESSLERS werden von sogenannten ‚regulativen Prinzipien‘ begleitet. Es sind dies der Anspruch an einen möglichst geringen Aufwand: ‚Effizienz‘, die Wirksamkeit des Textes: ‚Effektivität‘ und die Anpassung des Textes an die situativen Bedingungen: ‚Angemessenheit‘ (vgl. de BEAUGRANDE / DRESSLER 1981, 14).

Nach dem heutigen Stand der Forschung zu Text und Textsorten, die kulturwissenschaftliche Erkenntnisse einbezieht, liegt es nahe, ein achttes Kriterium, das der **Kulturalität** anzusetzen.

Wenn Texte immer an Textsorten mit ihren Textmustern gebunden sind, wovon man ausgehen kann, und wenn man Textmuster als Routinen unseres kommunikativen Handelns (FEILKE 1994) betrachtet, die wie andere Routinen (Phraseologismen z. B.) auf kultureller Übereinkunft beruhen, dann kann man nicht umhin, Textsorten auch nach ihrer spezifischen kulturellen Prägung zu betrachten. Und man hätte sich dann jeweils die Frage zu stellen, ob das betrachtete Textexemplar zu einer inner- oder überkulturell gebräuchlichen Textsorte gehört und warum das der Fall ist. Flyer, Fanzines, Graffiti sind überkulturell geprägte Textsorten. Innerkulturell geprägt und von Kultur zu Kultur verschieden ausgeführt sind z. B. Todesanzeigen, Leserbriefe, Rezensionen (vgl. FIX 2001, Kulturspezifität von Textsorten). Kulturell geprägt sind alle diese Texte aber in jedem Fall (vgl. FIX).

1.2.3 Prozedurales Textmodell:

(de BEAUGRANDE/DRESSLER) und Wissensmodell (HEINEMANN/VIEHWEGER)

Textproduktion und Textrezeption werden mithilfe von Operationen vollzogen, die das „Zusammenspiel der Sprachebenen und kognitiven oder situativen Faktoren“ (de BEAUGRANDE, DRESSLER 1981, 34) regeln. Um in diesem Sinne Texte als **kommunikative Okkurrenzen** beschreiben zu können, wurde von de BEAUGRANDE und DRESSLER ein **prozeduraler Ansatz** für ein Modell der Textproduktion und Textrezeption entwickelt. Das Modell sieht eine Folge von „Phasen der Verarbeitungsdominanz“ (ebd. 41) vor, d. h. mentale Entscheidungs- und Auswahloperationen bei der Produktion und Rezeption. Mit dem Ausdruck ‚Dominanz‘ soll deutlich gemacht werden, daß der Vollzug der einen gerade verlaufenden Phase den der anderen Phasen nicht völlig ausschalten muß. Die erste Phase, die **Planung**, ist der Teil der Textherstellung, in dem es um das Ziel geht, das der Textproduzent mit seinem Text erreichen will. Er stellt eine Relation zwischen dem Ziel und den für das Erreichen dieses Ziels geeigneten Mitteln her.

Die zweite Phase ist die **Ideation**. In möglicher Überschneidung mit der Planungsphase vollzieht sich die Ideenfindung. ‚Idee‘ wird dabei als die „innerlich angelegte Gestaltung von Inhalt“ (ebd. 42) verstanden.

In einer dritten Phase, der **Entwicklung**, werden die gefundenen Ideen strukturiert, erweitert, ausgearbeitet, zueinander in Beziehung gesetzt, kurz es wird festgelegt, wie der Inhalt entfaltet werden soll. Diese Vorgänge führen zu bestimmten „Wissensräumen“ (ebd. 43), zu innerlich organisierten Anordnungen von gespeichertem Wissen.

Die Ergebnisse der bisher genannten Phasen sind noch nicht an den sprachlichen Ausdruck, schon gar nicht an einen ganz bestimmten gebunden. Aber natürlich muß es die Phase geben, in der nach dem **Ausdruck** gesucht wird. Erfahrungsgemäß bevorzugen in vielen Fällen die Textproduzenten für bestimmte Inhalte typische Ausdrücke, so daß man hier den Begriff des Musters, wie ihn u. a. SANDIG (1989) in die Textbetrachtung eingeführt hat, anwenden kann. An letzter Stelle wird die Phase der **grammatischen Synthese** genannt. Die gefundenen Ausdrücke werden, so ist die Vorstellung, in grammatische Zusammenhänge auf der Textoberfläche gebracht.

Die Aufzählung legt die Annahme nahe, daß die Phasen in einem Nacheinander vollzogen werden. Wir wissen aber (ANTOS 1982), daß die Vorgänge mit- und ineinander wirken. Die Vorstellung, daß die Rezeption ein zur Textproduktion spiegelverkehrter Vorgang ist (de BEAUGRANDE, DRESSLER 1981, 46f.), kann, selbst wenn man einräumt, daß Vorgänge sich durchdringen können, nicht aufrechterhalten werden. Sicher ist, daß am Ende des Prozesses der Rezeption (nach einer „Ideenabrufungsphase“, ebd. 47) die Ideen stehen sollten, die der

Textproduzent im Text umgesetzt hat, aber die Prozesse, die dahin führen, sind eben andere als die der Produktion: Die Rezeption ist kein Prozeß des (Mittel) Suchens, Auswählens, Verwerfens, Entscheidens, sondern einer, in dem nachvollzogen, in dem Erwartungen bestätigt bzw. enttäuscht werden, in dem (bei unkonventionellen Lösungen) Überraschungen verarbeitet und in dem Bewertungen vollzogen werden.

Während de BEAUGRANDE und DRESSLER ihr prozedurales Textmodell auf der Basis von Verarbeitungsphasen entwickeln, beruht das Wissensmodell von HEINEMANN und VIEHWEGER (1991), mit dem sie ebenfalls bisherige statische Ansätze der Textbeschreibung überwinden wollen, auf der Typologisierung von Wissenssystemen. Der Grundgedanke ist, daß, wie wir oben schon gesehen haben, in die Produktion wie Rezeption von Texten Wissen einfließen muß, „mit dem wir die mentale Repräsentation eines Textes in eine Äußerungsstruktur transformieren, wodurch es uns möglich wird, Bewußtseinsinhalte mitteilbar zu machen“ (HEINEMANN, VIEHWEGER 1991, 93). Die verschiedenen Kenntnissysteme müssen in ihrem Zusammenspiel beschrieben werden. Das einzubringende Wissen ist verschiedener Art. Die Autoren setzen sprachliches Wissen, enzyklopädisches Wissen, Interaktionswissen, Wissen über allgemeine kommunikative Normen, metakommunikatives Wissen und Wissen über globale Textstrukturen an.

Sprachliches Wissen. Auch wenn man es eigentlich weiß, muß hier die Tatsache genannt und damit auf die Ebene der Bewußtheit gebracht werden, daß die an der Kommunikation Beteiligten Kenntnisse darüber haben müssen, wie Bewußtseinsinhalte mitteilbar gemacht werden können, wie durch sprachliche Äußerungen Sinn vermittelt werden kann. So müssen die Beteiligten z. B. wissen, wie eine semantische Struktur grammatisch zu realisieren ist, welche Zeichen des Lexikons welche semantische Strukturen abdecken, wie man Zusammenhänge zwischen Propositionen herstellt, wie man Informationen über das Textganze verteilt usw. Spezifische Zeichen- und Regelkenntnisse sind also nötig. Kohäsion läßt sich auf diese Weise beschreiben, Kohärenz dagegen ist, wie wir oben schon gesehen haben, auf der rein sprachlichen Ebene nicht erklärbar. **Enzyklopädisches Wissen** muß einbezogen werden. Die Vielfalt der Beziehungen, die zwischen den Gegenständen und Erscheinungen der Wirklichkeit existieren, werden im semantischen Gedächtnis reflektiert und gespeichert. Wenn auch sicher ist, daß niemand alle möglichen Erscheinungen und Beziehungen der Wirklichkeit speichern kann, so ist doch anzunehmen, daß die Sprachteilnehmer aufgrund gemeinsamer Erfahrungen typische Ausschnitte eines Realitätsbereichs speichern und so alle über eine gemeinsame Schnittmenge auch enzyklopädischen Wissens verfügen. Zu dieser Schnittmenge gehört gemeinsames Wissen über die Herstellung von Zusammenhängen (z. B. kausale Verknüpfung, Teil-Ganzes-Relation) und gemeinsame Wissensbestände im Bereich des Konzeptwissens (Frames, Scripts, Kernkonzepte). Daß mit diesem Wissen nun *gehandelt* werden muß, führt uns zum **Interaktionswissen.** Die Herstellung von Texten dient, wie wir gesehen haben, immer der Umsetzung einer Intention. Texte können nicht verstanden werden, ohne daß man ihre Intention erkennt. Daraus folgt, daß der Sprachteilnehmer auch über Illokutionswissen, d. h. über die möglichen typischen Funktionen von Texten und Teiltexen (vgl. 1.2.1), über Illokutionstypen Bescheid wissen muß. Die Praxis bestätigt, daß die Beteiligten, da sie sich im Normalfall verständigen können, gemeinsam über die Kenntnis solcher Illokutions- bzw. Handlungstypen (FESTSTELLEN/INFORMIEREN, AUFFORDERN, VERSPRECHEN, BEWERTEN) verfügen und auch wissen, welche Formulierungen normalerweise mit einem Handlungstyp verbunden sind.

Das **Wissen über allgemeine kommunikative Normen** bezieht sich auf übergeordnete Prinzipien kommunikativen Handelns, wie sie für Kooperation im Sinne der Gewährleistung

von Verständigung eingehalten werden müssen. Es handelt sich also um deontisches Wissen, Wissen darüber, wie etwas beschaffen (gemacht) sein sollte. Die wichtigsten Regeln in dieser Hinsicht sind die von GRICE (1979) formulierten Konversationsmaximen, mit denen er zu erfassen versucht, von welchen Interessen Sprachteilnehmer geleitet sein sollten, wenn sie Verständigung erzielen wollen. Die vier Griceschen Maximen lauten in der Übertragung durch Peter von POLENZ (1985):

Quantitätsmaxime: Mache deinen Gesprächsbeitrag so informativ, wie es (für die jeweiligen Zwecke des Redewechsels) nötig ist!

Qualitätsmaxime: Versuche, deinen Beitrag wahrheitsgemäß zu machen!

Relevanzmaxime: Bleibe beim Wesentlichen!

Modalitätsmaxime: Sei klar!

Für den Fall, daß Verständigung erschwert oder gar gefährdet ist, steht dem Sprachteilnehmer **metakommunikatives Wissen** zur Verfügung, d. h. er kennt in der Regel Möglichkeiten des Verhinderns bzw. Behebens von Kommunikationsstörungen. So kennt er sogenannte textorganisierende Handlungen und Mittel der Verstehenssicherung (z. B. Präzisieren, Wiederholen, Zusammenfassen, Verstärken) sowie Korrekturmechanismen (z. B. Entgegensetzen, Korrigieren, Verbessern, Richtigstellen).

Das **Wissen über globale Textstrukturen** ist an Textsorten gebunden. Ein und derselbe Sachverhalt kann in Texten verschiedener Textsorten wiedergegeben werden und unterscheidet sich demzufolge, abhängig von der Textsorte, nach seinen globalen Strukturen. Damit sind abstrakte Schemata gemeint, die die globale Ordnung des Textes eines Textmusters festlegen. Van DIJK (1980) hat solche Superstrukturen z. B. für narrative und argumentative Texte beschrieben. Diese verschiedenen strukturierte Arten des Darstellens in Texten sind nicht einzelsprachgebunden, sondern übersprachlich und können daher in verschiedenen Kommunikationsgemeinschaften auf dieselbe Weise existieren. Auch diese Strukturen müssen den Beteiligten bekannt sein, wenn sie erfolgreich kommunizieren wollen. Es ist zu überlegen, ob die Art, wie die Behandlung eines Gegenstandes im Text einer Textsorte strukturiert ist, nicht auch zu deren kultureller Prägung gehört.

1.2.4 Thematische Entfaltung:

(BRINKER)

Der Vorschlag, Texte nach ihrer thematischen Strukturierung – nach der Zuordnung von Einzelinformationen zur jeweiligen Grundinformation des Textes – zu beschreiben, stammt von BRINKER (1988). Er geht davon aus, daß Texte einen thematischen Kern, ein Thema, haben, das nach bestimmten kommunikativen Prinzipien zum Gesamthalt des Textes entfaltet wird, und entwickelt einen Vorschlag, der es ermöglichen soll, die thematische Struktur von Textexemplaren (also von realen Texten) zu analysieren. Bei der Entwicklung seines Vorschlags geht er in zwei Schritten vor: Er beschreibt erstens des Thema als Kern des Textinhalts, und er stellt zweitens Arten der thematischen Entfaltung vor. Dabei spielt unsere Alltagserfahrung, daß wir imstande sind, aus Texten verdichtete Textinhalte, Themata also, abzuleiten, eine entscheidende Rolle. Sein Verfahren sieht vor, daß man, vom ‚Gesamtverständnis‘ und der ‚kommunikativen Absicht‘ eines Textes ausgehend, bei der Analyse bestimmten Prinzipien folgt: das Wiederaufnahmeprinzip, das Ableitbarkeitsprinzip und des Kompatibilitätsprinzip. Dem **Wiederaufnahmeprinzip** folgt man, wenn man beobachtet, welche Textgegenstände wie, d. h. in welcher sprachlichen Form, im Text wiederaufgenommen werden (vgl. 1.2.1). Nach dem **Ableitbarkeitsprinzip** wird festgelegt, was als Hauptthema des Textes zu gelten hat, nämlich **das** Thema, „aus dem sich alle anderen

Themen des Textes am überzeugendsten (für unser Textverständnis) ‚ableiten‘ lassen“ (BRINKER 1988, 52). Dem **Kompatibilitätsprinzip** liegt die Erkenntnis zugrunde, daß sich Thema und kommunikative Funktion des Textes in einem gewissen Grade bedingen. Daher kann Hauptthema eines Textes nur das sein, das zur Funktion des Textes paßt.

Nachdem das Hauptthema eines Textes bestimmt ist – z. B. *Nahost-Friedensverhandlungen* in einem Zeitungskommentar – kann die gedankliche Ausführung, die (durch kommunikative und situative Faktoren bedingte) Entfaltung dieses Themas im Text untersucht werden.

„Die Entfaltung des Themas zum Gesamthalt des Textes kann als Verknüpfung bzw. Kombination relationaler, logisch-semantisch definierter Kategorien beschrieben werden, welche die internen Beziehungen der in den einzelnen Textteilen (Überschrift, Abschnitten, Sätzen usw.) ausgedrückten Teilinhalte bzw. Teilthemen zum thematischen Kern des Textes (dem Textthema) angeben (z. B. Spezifizierung, Begründung usw.).“ (BRINKER 1988, 56)

BRINKER geht von vier Arten thematischer Entfaltung aus:

– **deskriptive Themenentfaltung**

„Bei der deskriptiven Themenentfaltung wird ein Thema in seinen Komponenten (Teilthemen) dargestellt und in Raum und Zeit eingeordnet. Die wichtigsten thematischen Kategorien sind also Spezifizierung (Aufgliederung) und Situierung (Einordnung).“ (ebd. 59) Einmalige, historische Vorgänge, wiederholbare, generalisierbare Vorgänge, Lebewesen und Gegenstände können so dargestellt werden. Textsorten, die durch deskriptive Themenentfaltung charakterisiert sind, liegen auf der Hand, z. B. Nachricht, Gebrauchsanweisung und Lexikonartikel.

– **narrative Themenentfaltung**

Die narrative Themenentfaltung bezieht BRINKER vor allem auf Alltagserzählungen. Als Bedingung gilt, daß ein abgeschlossenes Ereignis mit einem gewissen Grad an Ungewöhnlichkeit / Interessantheit als eine ‚Komplikation‘ dargestellt wird, auf die eine ‚Auflösung‘ im Sinne einer (positiven oder negativen) Reaktion auf das ungewöhnliche Ereignis folgt. Dies kann von einer ‚Evolution‘ (Wertung) und einer ‚Moral‘ (Lehre) begleitet und in einen situativen ‚Rahmen‘ eingebettet sein.

– **explikative Themenentfaltung**

Diese Art von Themenentfaltung ist dadurch gekennzeichnet, daß ein Sachverhalt (Explanandum) erklärt wird, indem er aus anderen Sachverhalten des Textes (Explanans) abgeleitet wird. „Das Thema eines explikativ verfahrenen Textes wird demnach durch das Explanandum repräsentiert.“ (ebd. 65) BRINKER weist daraufhin, daß diese Art von Themenentfaltung oft nur implizit oder unvollständig vollzogen wird., so z. B. im erklärenden Teil einer Gebrauchsanweisung.

– **argumentative Themenentfaltung**

BRINKER stützt sich auf das Argumentationsmodell von Toulmin und beschreibt die argumentative Themenentfaltung als die Begründung einer (strittigen) These, die das Textthema repräsentiert, durch Vorbringen von Argumenten mithilfe einer Schlußregel (*wenn, dann*), die ebenso wie stützende Aussagen nicht ausformuliert sein muß. Diese Art von Themenentfaltung ist wichtig für alle appellierenden Texte, die den Empfänger durch Angabe von Gründen von etwas überzeugen möchten. Sie kann auch als Teil normativer Texte (z. B. Gerichtsentscheidungen) und als Passage informierender Texte (z. B. wissenschaftliche Abhandlungen) vorkommen.

Die Brinkersche Beschreibung der Arten von Themenentfaltung erweist sich als für die Analysepraxis sehr geeignet und läßt sich gut auf Textsorten beziehen.

1.2.5 Texttypen – Textsorten – Textmuster:

Bisher haben wir uns vor allem mit der Frage nach dem Wesen des Phänomens 'Text' und mit dessen Beschreibung beschäftigt. Im Zusammenhang mit der Kategorisierung der Themenentfaltung klang das Textsortenproblem aber schon einmal an (vgl. BRINKER 191988, 1997). Neben der Frage nach dem Wesen des Textes gibt es in der Textlinguistik noch eine zweite grundlegende, gegenwärtig im Vordergrund stehende Frage, die nach der Strukturierung des Feldes 'Text'. Wie läßt sich die Menge der Texte bzw. ihrer Muster sinnvoll strukturieren, gruppieren, klassifizieren? Wir müssen uns spätestens an dieser Stelle bewußt machen, daß 'Text' nicht als Gesamtphänomen existiert – dies ist ja nur ein gedankliches Konstrukt –, sondern als Menge realer Textexemplare, die sich in wesentlichen Merkmalen gleichen, nämlich in denen, die sie zum Text machen, die sich aber auch in Merkmalen unterscheiden, nämlich in jenen, die sie Gruppen zuordnen. Die Beschäftigung mit Klassifizierungsmöglichkeiten hat ihre Geschichte. Sie setzte bei strikten Typisierungen an und hat heute ihren Schwerpunkt in der auf Alltagswissen begründeten Textsortenbeschreibung.

Strikte Typisierungen nach dem top-down-Verfahren folgen einem theoriebezogenen Ansatz. Sie sind das ältere, sozusagen „klassische“ Verfahren. Folgt man diesem, so hat man den Untersuchungsbereich, d. h. die Textmenge, von vornherein festzulegen. Im extremen Fall wären es alle möglichen Texte überhaupt, die nach Typen geordnet werden sollten. Kriterien werden nicht aus den einzelnen Textexemplaren selbst abgeleitet, sondern aus vorangegangenen theoretischen Verallgemeinerungen gewonnen und der Untersuchung vorangestellt. ISENBERG (1984) stellt strikte Regeln für diese Vorgehensweise auf, von denen ich einige nenne: **Einheitlichkeit**: Alle Texte müssen nach denselben Kriterien beurteilt werden. **Striktheit**: Es darf nur eine begrenzte Menge von Klassen geben. **Exhaustivität**: Die Typologie muß erschöpfend sein, d. h. alle Texte des untersuchten Textbereiches aufnehmen können. **Eindeutigkeit**: Ein Text darf nur einem Typ zugeordnet werden können. Solche Typen sind bei ISENBERG: ‚gnosogene‘ Texte (dem Erkenntnisgewinn dienend), ‚kopersonale‘ Texte (Beziehungsgestaltung), ‚ergotrope‘ Texte (Bewältigung einer Sachproblematik), ‚kalogene‘ Texte (Entfaltung der sozialen Phantasie), ‚religiotrope‘ Texte (religiöse Daseinsbewältigung), ‚ludophile Texte‘ (gemeinschaftlicher Lustgewinn). Typologisierungsversuche von dieser Art bringen Probleme in zweierlei Hinsicht mit sich. Zum einen ist die gewünschte eindeutige Zuordnung in der Praxis der Texte nicht immer möglich. Zum anderen bestehen die Schwierigkeiten darin, daß die deduktiven theoretischen Klassifizierungen letztlich auch nur auf der Basis unseres sprachlichen Alltagswissens funktionieren. Wenn man z. B. keine Vorstellung davon hätte, was eine wissenschaftliche Monographie ist, könnte man mit der Zuordnung zu der Kategorie ‚gnosogener Text‘ wenig anfangen. Der Gewinn dieses theoriegeleiteten Vorgehens besteht darin, mit der Frage nach der Typisierung mehr über das Wesen von Texten in Erfahrung gebracht zu haben, als man ohne diese Frage wüßte, z. B. wie stark Texte von ihren Funktionen bestimmt sind und welche Funktionen für Texte relevant sein können.

Ein anderer Ansatz der Einteilung von Texten ist das empirische bottom-up-Verfahren, das im folgenden ‚Textsorteneinteilung‘ genannt werden soll. In diesem Verfahren werden Textexemplare, Einzeltexte (tokens) in möglichst großer Zahl als Repräsentanten von Textsorten analysiert. Die Analyseergebnisse bilden die Basis für Verallgemeinerungen über globale Textsorten (types). Man könnte nun fragen, ob ein solches nichtobjektiviertes

Verfahren wissenschaftlich überhaupt vertretbar sei. Die Frage läßt sich mit einem Hinweis auf die Ethnographie des Sprechens mit Ja beantworten. Man bezieht sich dabei auf die Erkenntnis, daß es im Alltag einer soziokulturellen Gemeinschaft fixierte Gebrauchsweisen, Muster, Routinen gibt, die jedermann kennt und denen man folgt, die zu unserer Alltagskultur gehören. ADAMZIK (1995) betrachtet Textsorten als Elemente sprachlich-kommunikativer Kompetenz, die in der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit ihre Berechtigung haben. Sie können in diesem Sinne „durchaus unsystematisch“ (ADAMZIK 1995, 28) sein, wie unser Alltag das ja auch ist. Überschneidungen, Unbestimmtheiten kann man als normale, übliche Erscheinungen, wie sie unserer sprachlich-kommunikativen Erfahrung entsprechen, dann gelassen betrachten.

Wenn es um das Erfassen dieser „sprachlichen Routinen auf der Textebene“ (ebd.) geht, brauchen wir demnach nicht auf einer widerspruchsfreien Typisierung (s. o.) zu bestehen. Ja, wir könnten mit ihr, wenn wir den realen Umgang mit Texten im Blick haben, gar nichts anfangen. Mit dem Textsortenansatz hingegen bekommen wir die Praxis des Umgangs mit Texten in den Griff. Unser Alltagswissen über Textsorten ist, das muß nun hervorgehoben werden, Musterwissen. Wir haben Textsorten als Muster (im Sinne der kognitiven Psychologie) gespeichert, als Möglichkeitsfelder, in denen es sowohl einige überindividuelle Handlungsorientierungen gibt, als auch Ermessensspielräume. Anders gesagt: Es gibt innerhalb der Muster Elemente des Normativen als Handlungsorientierung, und es gibt Nichtgenormtes, Freiräume, die man individuell füllen muß. Was ist nun an Textsorten verbindlich und was frei? Das läßt sich durch eine genauere Beschreibung der Musterhaftigkeit von Textsorten erklären. Was die Beschreibung der Musterhaftigkeit angeht, kann man SANDIG (1978) folgen, die Textmuster als komplexe Sprechakte auffaßt, mit jeweils unterschiedlichen, beschreibbaren Teilakten, nämlich mit einer **Textproposition** (die den Text bestimmende Textreferenz und Textprädikation), mit einer **Textillokution** (die den Text dominierende Sprachhandlung) und mit einer **Textloktion** (die für die Textsorte typischen Elemente des Formulierungsaktes). Wenn nun Mustern das Prototypische (s. o.) eigen ist, wenn sie also wiederholbar sind, dann muß die Einteilung von Textsorten nach diesen Mustern vorgenommen werden können. So könnte die Textsorte ‚Gebrauchsanweisung‘ nach ihrer dominierenden Proposition (ein zu gebrauchender Gegenstand), nach ihrer dominierenden Illokution (INFORMIEREN, RATEN, gegebenenfalls WARNEN) und nach für diese Textsorte konventionell geregelten sprachlich-lokutiven Mitteln (sprachliches Feld des ANWEISENs und WARNENs z. B.) beschrieben werden.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine terminologische Festlegung. Die Termini ‚Textmuster‘ und ‚Textsorte‘ werden nicht gleichgesetzt, sondern für die unterscheidende Bezeichnung zweier Seiten ein und derselben Sache verwendet. Gemeinsam erfaßt man mit ihnen den Sachverhalt, daß wir Alltagskenntnisse über Texte haben, die es uns ermöglichen, einen Text aufgrund prototypischer Merkmale einer Textgruppe zuzuordnen. Mit ‚Textmuster‘ wird nun der qualitative Aspekt einer solchen Textgruppe erfaßt. Man kann ein Textmuster als eine Anweisung mit prototypischen Elementen und Freiräumen betrachten, das über die jeweiligen inhaltlichen, funktionalen und formalen Gebrauchsbedingungen für Texte einer Textsorte informiert, also über deren thematisch-propositionale, handlungstypisch-illokutive und stilistisch-formulative Mittel. Mit dem Terminus ‚Textsorte‘ wird der quantitative Aspekt erfaßt, der nämlich, daß es Gruppen von Texten gibt, die jeweils einem eigenen Textmuster folgen. Unter einer Textsorte ist demnach eine Klasse von Texten zu verstehen, die einem gemeinsamen Textmuster folgen. Diese Festlegung ist, wie wir oben gesehen haben, auch für die Bestimmung typologischer Intertextualität nützlich. Die Tatsache, daß Textmuster in Textexemplaren auch gemischt auftreten können, soll hier abschließend nur erwähnt werden.

Stil

1.3.1 Stilauffassungen und Textualitätskriterien:

Wir haben in Teil 1.2 gesehen, daß Texte nicht unabhängig von ihrer Produktion und Rezeption betrachtet werden können. Die Umsetzung außersprachlicher Voraussetzungen (Situation, Intention, Funktion) auf der Textoberfläche geschieht durch Versprachlichung. Man muß sich bewußt machen, daß auf der Ebene der sprachlichen Äußerung – auch im Bereich der Sachtexte – immer eigene, individuelle Lösungen gefunden werden (müssen), daß unikale Texte entstehen, die sich, von Ausnahmen abgesehen, nicht wiederholen. Niemand formuliert genauso wie der andere. In dieser notwendigen Eigenständigkeit der sprachlichen Gestaltung zeigt sich die spezifisch stilistische Domäne: die sprachliche Aktualisierung situativer Gegebenheiten durch ein Individuum mit seinen jeweiligen sprachlichen Fähigkeiten und kommunikativen Erfahrungen. Stil konstituiert sich im Kommunikationsprozeß – und zwar bei der Rezeption möglicherweise anders als bei der Produktion. Aus dieser Sicht läßt sich zum Verhältnis von Text und Stil sagen: Das reale Textexemplar ist die sinnlich wahrnehmbare, materialisierte Erscheinungsform sprachlichen Handelns, und der Stil des Textes drückt das Spezifische dieses Handelns aus. Stil entsteht erst in der Einheitlichkeit des Textes. Die Gesamtheit aller in einem Text verwendeten Stilelemente in ihrem Zusammenwirken macht den Stil aus. Er wird generell mustergeleitet (s. 1.3.3) hergestellt, freilich in individueller Umsetzung der Muster, was nicht verwundert, wenn wir uns daran erinnern, daß Textmuster neben Prototypischem auch Freiräume des Handelns (vgl. 1.2.5) enthalten. Brechungen der Muster – um eines bestimmten Effektes willen vollzogen – sind dabei durchaus möglich.

Aus dieser Situation ergibt sich eine zweifache Sicht auf Stil. Erstens: Stil als Realisierung der Textoberfläche ist ein **WIE**. Er drückt in der sprachlichen Form das Spezifische des im Text umgesetzten Handelns aus. Zweitens: Stil als Realisierung der Textoberfläche ist auch ein **WAS**. Damit soll gesagt sein, daß Stil immer zusätzlich zu der Primärinformation des Textes durch das WIE, die Art und Weise das Sagens, sekundäre Informationen liefert. Informationen, die sich auf die Beziehung zwischen dem Sender, den von ihm verwendeten Zeichen und dem Empfänger der Zeichen beziehen. Diese Beziehungen sind sozial geprägt, die Informationen daher pragmatischer Natur. Folgende Arten stilistischer Informationen sind zu nennen:

- Stil ist Information des Produzenten an den Rezipienten über die dem Text zugrundeliegende **Situation**.
- Stil ist auch immer **Selbstdarstellung** des Textproduzenten. Durch die Art und Weise, wie man spricht oder schreibt, gibt man – gewollt oder ungewollt – Informationen über das eigene Selbstverständnis, über seine Rollenauffassung und das Image, das man aufbauen oder wahren möchte.
- Stil ist zudem Mittel der **Beziehungsgestaltung**. Durch die Art und Weise, wie man spricht oder schreibt – z. B. autoritär oder gleichberechtigt, offiziell oder privat, streng oder freundlich –, drückt man aus, welche sozialen Beziehungen man zum Empfänger hat oder herstellen will.
- Stil drückt auch aus, welches Verhältnis der Textproduzierende zur **Sprache** selbst hat. Formuliert man konventionell oder originell, normbewußt oder offen für Abweichungen, einformig oder variabel? All das gibt Auskunft über das Verhältnis zur Sprache, ohne daß der Handelnde sich das bewußt gemacht haben muß.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich nun die Aufgabenverteilung bei der Textbeschreibung zwischen Textlinguistik und Stilistik, die als Teil der Textlinguistik anzusehen ist, ablesen.

Die Textlinguistik hat den übergeordneten Blickwinkel. Sie untersucht den Text als komplexe sprachlich-kommunikative Einheit und will erfassen, was **allen** Texten oder Textklassen gemeinsam ist, was also das Phänomen ‚Text‘ ausmacht. Es geht um universale Texteigenschaften wie die Kriterien der Textualität (vgl. de BEAUGRANDE, DRESSLER 1981), wie Textmuster, Textstrukturen u. ä. Allgemeine Regularitäten der Textproduktion und –rezeption sollen erfaßt werden. Die Stilistik dagegen untersucht einen Teilaspekt des Phänomens ‚Text‘ und des Handelns mit Texten. In ihren Gegenstandsbereich fallen diejenigen spezifischen Regularitäten und Muster, die regeln, wie allgemeine Textsortenmerkmale in konkrete Texte zu überführen sind. Die Stilistik beschreibt die Funktion von Stil, ein WAS mitzuteilen, und sie untersucht die Mittel, die zur Verfügung stehen, um das WAS in einer bestimmten Weise – durch das WIE – auszudrücken. Sie hat es mit sprachlich realem Handeln im Spannungsfeld von Vorgegebenem und individueller Umsetzung zu tun. Auf zwei Aspekte, die sich aus der Funktion von Stil – Vermitteln eines WAS – und der Art und Weise der Umsetzung dieser Funktion im WIE ergeben, soll noch kurz eingegangen werden. Zum WAS: Die Möglichkeit, sich durch Stil darzustellen, eine bestimmte Auffassung von sich selbst zu präsentieren, wird in der Praxis des Alltags genutzt, um sich sozial anzupassen oder abzuheben. Die Art und Weise, wie man sich äußert (ebenso die Art und Weise, wie man sich kleidet, wie man sich einrichtet usw.), drücken die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht oder Gruppe aus oder genau das Gegenteil, nämlich den Wunsch, nicht dazu zu gehören, sich durch seine Stilisierungspraktiken von anderen abzuheben, sich zu unterscheiden. Stilisierung setzt einen einheitlichen Gebrauch von Stilmitteln voraus. Anders gesagt: Alle Stilmittel müssen im Sinne einer Intention zusammenwirken, um als Stil erkennbar zu sein. In dieser Betonung des WIE, der Form, die wesentliche Elemente des Inhalts trägt, liegt ein ästhetisches Moment, wenn man ‚Formästhetik‘ („Wirkung der Wortleiber“, KAINZ 1948, 529) „als sinnvolles organisches Ganzes“ ansieht, „das die höhere strukturierte und gegliederte Einheit seiner Momente ist“ (KAINZ 1932, 69). Dies alles sind Probleme, denen die Textlinguistik sich außerhalb des Teilbereichs Stilistik nicht stellt.

Innerhalb der Stilistik als linguistischer Teildisziplin wird zwischen Stiltheorie und Stilpraxis (angewandter Stilistik) unterschieden. Die Stiltheorie befaßt sich mit den theoretischen Grundlagen der Stilistik. Ihre Aufgabe ist es, das Wesen des Phänomens ‚Stil‘ zu klären, sich mit Stilauffassungen auseinanderzusetzen, Begriffe und Kategorien zu diskutieren, Muster und Prinzipien des Stilbildens zu finden und zu beschreiben. In der Stilpraxis unterscheiden wir zwischen dem deskriptiven Weg der Stilanalyse (stilistische Erscheinungen eines Textes finden und erläutern, Schul- und Hochschulunterricht), dem präskriptiven Vorgehen (Anleitungen zum Formulieren, z.B. in populärwissenschaftlichen Stillehren und Sprachratgebern) und der Stilkritik (kritisches Werten von Texten nach ihrem Stil, oft mit erzieherisch-moralischer Absicht, Journalismus, Literatur).

Nachdem einige grundsätzliche Bemerkungen zu unserem heutigen Wissen über Stil und zur Stilistik gemacht worden sind, bieten sich nun ein (notwendigerweise knapper) Überblick über ältere und neuere Stilauffassungen an.

Stil als Schmuck der Rede oder Kleid der Gedanken. Diese auf die antike Rhetorik zurückgehenden Auffassungen lassen sich mit Bezug auf die fünf Teile der Redevorbereitung, die als Kern der rhetorischen Lehre gelten, erklären. Von den fünf Teilen **Inventio** (Stoffsammlung), **Dispositio** (Stoffordnung), **Elocutio** (Formulieren), **Memoria** (Einprägen der Rede) und **Pronuntiatio** (Vortrag) ist die Elocutio in unserem Zusammenhang relevant. Der Elocutio kam aus rhetorischer Sicht die Aufgabe der Ausschmückung der

Gedanken, der Inhalte mit für den Redezweck geeigneten Stilfiguren zu, also der Schmuck der Rede. Die Vorstellung, daß die sprachliche Gestalt das Kleid der Gedanken sei, geht davon aus, daß Stoffsammlung, Stoffanordnung und Formulierung in einem Nacheinander vollzogen werden. Diese strikte Trennung von Denk- und Formulierungsvorgängen kann man nach heutigen Erkenntnissen über Formulierungsvorgänge nicht mehr aufrechterhalten (vgl. auch 1.2.3, prozedurales Textmodell). Wichtig und heute noch akzeptiert ist, was diese Auffassungen betrifft, daß Stil als etwas Intentionales und aufgrund seiner Musterhaftigkeit als lehrbar angesehen wird. Die Lehre von den Stilfiguren läßt sich in Beziehung setzen zu den Textualitätskriterien Kohäsion und Kohärenz (1.2.2). Die Verwendung von Stilfiguren hat natürlich auch etwas mit Selbstdarstellung als Sekundärinformation durch Stil zu tun – sich als sprachgewandt zeigen – und könnte von daher auch mit dem Kriterium der Informativität in Beziehung gebracht werden.

Phänomenologische Stilauffassung / deskriptive Stilistik. **Hinter diesen Bezeichnungen stehen einfache, zumindest wenig spezifizierte Auffassungen von Stil. Es sind solche, die Stil als die sprachliche Form eines Textes, als dessen innere Strukturiertheit ansehen und darüber nicht hinausgehen. Erscheinungen der Sprachverwendung im Text werden konstatiert, aber nicht auf Außersprachliches wie Intention, Funktion, Situation, Tätigkeitsbereich oder Stilwirkung bezogen. So werden Stil und Text aus den außersprachlichen Zusammenhängen, in denen sie zweifellos stehen, herausgelöst. SCHNEIDER beschreibt, um ein Beispiel zu nennen, in seiner „Stilistischen deutschen Grammatik“ (1959) Stilwerte grammatischer Kategorien vor dem Hintergrund des Sprachsystems, ohne auf deren Verwendung in Textzusammenhängen einzugehen. SEIDLER geht weiter und setzt in seiner „Allgemeinen Stilistik“ (1953) Stilwerte auf allen Ebenen des Sprachsystems an, allerdings beschränkt auf deren ästhetische Leistung. Die Beschreibungen, die in deskriptiven Arbeiten vorgelegt werden, sind in der Regel genau und aufschlußreich. Und niemand würde leugnen, daß Stildeskription wichtig, ja sogar die nötige Vorstufe jeder – wie auch immer begründeten – Herangehensweise an Stil ist. Nur verlangt eine Inventarisierung, wie sie bei der Deskription vorgenommen wird, auch eine Erklärung und Interpretation – im Rahmen einer über das Nur-Sprachliche hinausgehenden Betrachtungsweise.**

Stilauffassungen der idealistischen Interpretationsschule / Hermeneutik. **Stil gilt in diesen Auffassungen als Sichtbarmachung des Individuellen bzw. als Ausdruck der Befindlichkeit einer Persönlichkeit und wird immer als eine ästhetische Kategorie betrachtet. Das finden wir z. B. in SEIDLERS „Grundfragen einer Wissenschaft von der Sprachkunst“ (1978, 24) als Prinzip festgehalten: „Es soll in der Gestaltung ein Mensch festgehalten sein“ und „Stil ist also die Gesamtheit der Züge an einem Sprachwerk, die ihm ästhetischen Charakter verleihen“ (ebd.), wobei SEIDLER ästhetische Möglichkeiten durchaus auch in Sachtexten findet. Für SPITZER, den sicher bedeutendsten Vertreter der hermeneutischen Schule, gilt als Grundauffassung, daß sich im Sprachlichen das Seelische widerspiegelt. SPITZER, 1887 geboren, Romanist, lehnte sich sehr stark an die Auffassung des Romanisten Karl VOSSLER an, daß Sprachgeschichte als Kultur- und Geistesgeschichte zu verstehen sei, ebenso an die des Philosophen, Historikers und Literaturwissenschaftlers Benedetto CROCE, dessen Grundidee von Sprache ist, daß sie die individuelle künstlerische Tätigkeit des menschlichen Geistes sei. Unter dem Einfluß VOSSLERS und CROCES, was das Ästhetische betrifft, und unter dem FREUDS, was das Psychologische angeht, kommt er in Abgrenzung zur positivistischen Sprachwissenschaft seiner Zeit (PAUL, BEHAGHEL und andere) zu dem Schluß, daß das Ästhetische an Sprache und der Ausdruck des Psychischen durch Sprache wieder Beachtung finden muß. Die eigentliche Sprache ist für ihn die ästhetisch gebrauchte;**

denn von ihr gehen – so SPITZER – alle Neuerungen aus. SPITZER entwickelt keine Methode und entwirft keine Theorie, sondern beschreibt das Verfahren, das er selbst bei der Analyse schöner, besonders gelungener Texte anwendet und das darauf hinausläuft, daß man sich möglichst intensiv in den Text hineinversenkt, sich innerlich auf jedes Detail einläßt, um dem Besonderen des Textes gerecht zu werden und damit den Seelenzustand des Schöpfers dieses Textes zu erfassen. Vom Einzelnen, das dem Interpreten auffällt, geht er zur Interpretation des Gesamttextes über und von dort im Interesse der weiteren Bestätigung seiner Interpretation zurück zu den Details, bewegt sich also im Zirkel. Festzuhalten ist: Stil wird als etwas Unbewußtes, dem Individuum Geschehendes betrachtet. Er ist individuell, subjektiv und daher nicht lehrbar. Wie jeder, der sich mit der Stilanalyse literarischer Texte beschäftigt hat, weiß, kann man bei keinem Ansatz, ob struktur- oder zeichenbezogen, auf eine Stufe des immanenten Herangehens verzichten.

Stil als Phänomen der Textstruktur, als strukturelle Erscheinung. Der Strukturalismus als Wissenschaftsparadigma bringt auch strukturalistische Stilauffassungen mit sich. Die gemeinsame Grundlage verschiedener strukturalistischer Auffassungen von Stil ist, daß Texte immer eine Struktur haben und daß Stil und Stilwirkung entstehen durch die spezifische Art von Beziehungen, die die Elemente einer Struktur, hier die Stilelemente, zueinander haben. Diese erhalten ihren Wert nur durch ihren Platz und ihre Relationen innerhalb dieser Struktur. Aus dieser Beschreibung wird schon ersichtlich, daß die Textualitätskriterien der Kohäsion und Kohärenz (vgl.1.2.2) hier eine wichtige Rolle spielen. Besonders wichtig ist aber das der Akzeptabilität; denn in dieser Auffassung hat der Rezipient eine entscheidende Rolle – er muß darauf eingestellt sein, die Strukturen und Relationen dieses Textexemplars zu erkennen und aus ihnen einen Sinn zu erschließen. Die Sprachform eines Textes als Äquivalenz zu sehen, als Phänomen, das durch Gleichwertigkeitsbeziehungen und Parallelitäten entsteht, wie es JAKOBSON beschrieben hat, ist eine solche strukturalistische Auffassung, die man auf die Stilanalyse mit Gewinn anwenden kann. Die Analysen beziehen sich vor allem auf poetische Texte und zeigen auf, wie durch parallele Verwendung von Mitteln auf allen Ebenen der Sprache (Reim, Rhythmus, Satzgliedstellung, Wortwahl usw.) Textualität und poetische Wirkung erzeugt wird. Die Einsicht in die Strukturiertheit eines Textes ist bei nichtliterarischen Äußerungen natürlich nicht so umfassend gewährleistet.

Die Vorstellung, daß Stil die **Abweichung von Erwartetem** ist, wie sie von ENKVIST und RIFFATERRE vertreten wird, beruht auf der Tatsache, daß jeder Text seine eigenen Normen hat, d. h. daß er durch die Art und Weise, wie er angelegt und sprachlich gestaltet ist, Erwartungen weckt. Anders gesagt: Man erwartet, daß der Text mit den Mitteln und Verfahren fortgesetzt wird, mit denen er begonnen hat. Diese eigenen Gesetze des Textes können aber durchbrochen werden: Unerwartetes tritt auf, und damit entsteht ein Überraschungseffekt.

Strukturalistisch ist diese Auffassung insofern, als von Gesetzen ausgegangen wird, die innerhalb des Textes entstehen. Diese werden von RIFFATERRE als Norm betrachtet, deren Bruch ein legitimes Stilprinzip ist. ENKVISTS Vorstellung von Stil als Resultat einer Wahl ist strukturalistisch begründet, weil es um das Verhältnis von paradigmatisch gegebenen Bedingungen und dem syntagmatischen Charakter des vorliegenden Textes geht. Auf der paradigmatischen Ebene findet nach dieser Vorstellung nämlich eine Auswahl zwischen bedeutungs- bzw. funktionsgleichen Mitteln statt, die theoretisch in demselben Kontext austauschbar wären. Viele Analysen setzen genau an diesem Punkt an mit der Frage, warum dieses und nicht jenes andere, auch geeignete Mittel gewählt worden ist.

Funktionale Stilauffassungen. Stil als Umsetzung von außersprachlich Vorgegebenem.

Die Realisierung von Stil ist in vielerlei Weise gebunden, z. B. an die Situation, die Intention, die Funktion des jeweiligen Textes, auch an den Tätigkeitsbereich, in dem mit dem Text sprachlich gehandelt wird. In außersprachlich bestimmten Tätigkeitsbereichen dominieren für jeweils bestimmte Funktionen und damit von diesen abhängig Stilzüge und Stilmerkmale. Es gibt also spezifische Vorgaben, Muster, denen man zu folgen hat. Die Funktionalstilistik hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Regelmäßigkeiten dieser verschiedenen Funktionalstilen zu beschreiben. (FLEISCHER, MICHEL 1975, genauer 1.3.2.1) Mit funktionalstilistischen Beschreibungen werden die Intentionalität im Sinne von Textfunktion und auch die Situationalität von Texten erfaßt.

Pragmatische und kommunikative Stilauffassungen. In diesen Auffassungen schlägt sich das Wissen von der pragmatischen / sozialen Dimension des Stils nieder. Die Textualitätskriterien der Intentionalität und Situationalität spielen hier die wichtigste Rolle. STOLT (1984) versteht unter Stil die Ausprägung aller am Kommunikationsprozeß beteiligten Faktoren. Sie erweitert daher die von LASSWELL (VGL. STOLT 1984, 172) für Kommunikationsvorgänge allgemein aufgestellte Formel Wer – sagt Was – auf welchem Wege – zu Wem – mit welcher Wirkung?, die alle Faktoren der Situation einschließt, um die Frage Wie und bezieht damit ein, was wir unter 1.2.1 als lokutiven Teil einer Äußerung kennengelernt haben. Die Art der sprachlichen Umsetzung sieht sie als durch den Text bedingt an. Ihre Formel lautet daher: Mit welcher Art von Text – äußert Wer – zu Wem – Was – zu welchem Zweck – Wie?. Daß STOLT die Fragen durch den Textbezug und das WIE erweitert, leuchtet ein, daß sie aber die Wirkung nicht mehr berücksichtigt, ist gerade angesichts der Rolle des illokutiven und des perlokutiven Aktes nicht nachvollziehbar. Die Stolt'sche Formel sollte durch die Frage nach der Wirkung ergänzt werden.

Stil ist, folgen wir STOLT, die Art und Weise, etwas zu tun, das WIE ist die Umsetzung situativer Gegebenheiten. Bei SANDIG (1978, 1986), die als Hauptvertreterin der pragmatischen Stilistik gilt, liegt der Schwerpunkt auf dem sprachlichen Handeln als der Realisierung der Intentionen des Handelnden und auf der Tatsache, daß Stil sekundäre Information ist – Information über das handelnde Individuum, über sein Bedürfnis, sich sozial anzupassen oder abzugrenzen, über die Art der von ihm gewünschten Beziehungsgestaltung (genauer 1.3.2.2).

Stil als Teil der Textbedeutung. Hier lassen sich alle Stilauffassungen zuordnen, die von einer zusätzlichen, konnotativen Bedeutung (Sekundärbedeutung) ausgehen, sei sie als poetische (den Inhalt in die Form verlagernde) oder als pragmatische (soziale Beziehungen stiftende) zu klassifizieren. Diese Auffassung, die Stil als semantisches bzw. semiotisches Phänomen erfaßt (z. B. LERCHNER 1981, 1984b, SANDIG 1986), ermöglicht das Erfassen der poetischen bzw. pragmatischen Dimension eines Textes, der Wahrnehmung dessen, was im Text über die Primärinformation hinausgehend noch mitgeteilt wird. Hier geht es ganz klar um die Textualitätskriterien Kohäsion, Kohärenz, Informativität und Akzeptabilität.

Stil als Kontextualisierung. Interaktionale Stilistik. Als Ergänzung oder auch als Gegen-Idee zu Stilauffassungen, die von der situativen Geprägtheit von Text und Stil ausgehen, kann die Auffassung betrachtet werden, die Stile als Kontextualisierungshinweise betrachtet (AUER 1992, SELTING 1987, 1997). Entwickelt wurde diese Auffassung in der Gesprächsanalyse am Beispiel mündlicher dialogischer Texte. Die zugrundeliegende Beobachtung ist, daß Sprecher sich in ihren Äußerungen und mit der Form ihrer Äußerungen nicht nur auf Situationen beziehen, sondern daß sie durch die Art ihres Sprechens und ihrer Interaktion selbst

Situationen konstituieren, z. B. die asymmetrische Gesprächssituation durch nichtautoritäres, Gleichberechtigung ausdrückendes Sprechen symmetrisch gestalten. Stil wird hier als aktiv verwendetes und für die Interaktion wichtiges Gestaltungsmittel betrachtet, das den Kontext verdeutlicht bzw. den Rahmen des Verstehens erst schafft.

Aus der Aufzählung dieser verschiedenen Auffassungen von Stil, zu denen jeweils verschiedene Vertreter mit differenzierten Vorstellungen gehören, wird die Komplexität des Phänomens ‚Stil‘ deutlich. Der Vertreter einer spezifischen Sicht auf Stil kann auch mehrere der genannten Aspekte dabei verbinden. Das wird z. B. bei der genaueren Betrachtung der pragmatischen Stilistik (1.3.2.2) als handlungs- und zeichenbezogener Auffassung deutlich werden.

Es scheint unmöglich, eine einzige gültige Stilbestimmung zu geben, in der alle wesentlichen Aspekte von Stil enthalten sind. Wir haben zu akzeptieren, daß ein so vielschichtiges Phänomen von verschiedenen Seiten her angegangen werden muß und daß verschiedene Auffassungen berechtigt nebeneinander stehen können. Das muß kein Nachteil sein. Der in Stilanalysen Geübte weiß, daß für bestimmte Aufgaben besonders geeignete Methoden zur Verfügung stehen, für andere Aufgaben wieder andere, ebenfalls sehr geeignete. Will man z. B. einen Sachtext unter dem Gesichtspunkt seiner Funktion oder Partnerbezogenheit stilistisch untersuchen, sind funktionalstilistische oder pragmatististische Methoden sehr geeignet. Will man dagegen ein Gedicht analysieren, zumal eines, das hermetisch scheint, bieten sich strukturalistische oder semantische Herangehensweisen an, in die in der Regel eine Phase deskriptiven oder werkimmanenten Vorgehens eingeschlossen sein wird.

Funktionalstilistik und Pragmatische Stilistik

1.3.2.1 Funktionalstilistik (FLEISCHER / MICHEL):

Mit dem Begriff ‚Funktion‘ wird hier der für die Funktionalstilistik grundlegende Sachverhalt bezeichnet, daß es einen korrelativen Zusammenhang gibt zwischen Außersprachlichem (Tätigkeitsbereiche, Kommunikationssituationen, gesellschaftliche Aufgaben) und sprachlichen Gebrauchsweisen (typische Verwendungsweisen von Ausdrucksmitteln des Systems). Nach der Art der außersprachlichen Korrelationen unterscheidet die Funktionalstilistik ‚Funktionalstile‘ (s. u., z. B. den des Alltags, des Amtsverkehrs, der Wissenschaft, des Journalismus und den der Belletristik), deren Zahl und Beschreibung differieren und die in funktionale Substile (z. B. Funktionalstil der Wissenschaften: Stil der Wissenschaft, Stil der populärwissenschaftlichen Darstellung und Stil der Wissensvermittlung im Unterricht) oder in Textsorten (Gattungen) weiter untergliedert werden können. Die Funktionalstile sind durch dominierende ‚Stilzüge‘ (s. u.) und ‚Stilelemente‘ (s. u.) gekennzeichnet sind. Diese Auffassung von Stil versteht sich als eine auf das Funktionieren und die Wirksamkeit der Sprache orientierte Sprachvorstellung, die Funktion ausdrücklich als gesellschaftsbezogen und das Sprachsystem als ein sich im Dienst der Gesellschaft befindliches Instrument begreift. Die Funktionalstilistik rückt demzufolge den Aspekt des Normativen in den Vordergrund. Die Kategorie der Angemessenheit / Adäquatheit gilt als zentrales Prinzip der Umsetzung der situativen Faktoren (Produzent, Rezipient, Thema, Intention, Kanal) in die sprachliche Gestalt der Äußerung. In dieser Hinsicht und im Selbstverständnis der Funktionalstilistik als didaktische Stilistik sind Beziehungen zur Rhetorik (Kategorie des ‚aptum‘) festzustellen. Die Funktionalstilistik von FLEISCHER, MICHEL u. a. setzt eine außersprachliche, gesellschaftliche Funktion von Stil an, nach der sich die Sprachverwendung richtet. Es werden vier Funktionalstile unterschieden: **Stiltyp der Alltagsrede**, **Stiltyp der Belletristik**, **Stiltyp der Sachprosa**, der sich unterscheidet in **Stil**

wissenschaftlicher Texte und Stil der Direktive. Die sogenannten ‚Hauptzüge‘, nach denen die Gliederung vorgenommen wird, sind: **spontan – ausgefeilt, künstlerisch geformt – nicht künstlerisch geformt, Dominanz der Erkenntnisvermittlung – Dominanz der Verhaltenssteuerung.** Diese Hauptzüge bzw Kriterien sind uneinheitlich. Teils beziehen sie sich auf das Gedanklich-Sprachliche, teils auf das Intentionale. Strittig bleibt, ob man den Texten des Journalismus den Status eines Funktionalstils zuerkennen soll. Als Gegenargument wird die Heterogenität der Texte dieses Bereichs, auch hinsichtlich ihrer Funktionen, angeführt. Diskutieren kann man auch darüber, ob diese Stilbetrachtung für den sogenannten Funktionalstil der Belletristik geeignet ist. Es dürfte zumindest schwerfallen, für alle literarischen Texte **eine** dominierende Funktion, **eine** einheitliche Korrelation zur gesellschaftlichen Wirklichkeit festzustellen. Eine Möglichkeit der Weiterentwicklung der Funktionalstilistik, deren Ansatz zumindest für die Analyse und Beschreibung von Sachtexten von unbestreitbarem Nutzen ist, liegt darin, die noch zu grobe Funktionalstileinteilung aufzufächern, indem Textsortenstile der Textsorten beschrieben werden, die den jeweiligen Funktionalstilbereichen untergeordnet sind. Damit erwiese sich die Funktionalstilistik deutlich als Bestandteil der Textlinguistik.

Grundkategorien der Funktionalstilistik sind ‚**Stilelement**‘ und ‚**Stilzug**‘. Jedes sprachliche Mittel kann in einem Textzusammenhang zur Ganzheitlichkeit des Stils beitragen. Es wird, indem es im Zusammenhang mit anderen Elementen seinen spezifischen Wert für das Stilganze erhält, zum Stilelement. Rhythmus, Reim, Tempus, Modus, Wortbildung, Wortart, Wortwahl, die Anordnung von Wörtern, ja sogar die Satzzeichen können stilistisch wirken. Demnach sind alle diese Phänomene, wenn sie in einem solchen Wirkungszusammenhang stehen, Stilelemente. Außerhalb dieses Zusammenhangs sind sie es aber nicht. Stilzüge (auch ‚Stilprinzipien‘) sind Vermittlungsinstanzen zwischen den Stilelementen und dem Stilganzen. Sie stellen eine Art Zwischenebene dar, weniger als das Stilganze und mehr als ein Stilelement. Gemeint ist, daß mehrere Stilelemente auf charakteristische Weise zusammenwirken und damit denselben Wirkungsabsichten dienen. Sie haben präskriptiven Charakter, d. h. sie beziehen sich auf die Textherstellung – indem wir die dominierenden Stilzüge eines Funktionalstilbereichs kennen, wissen wir, wie ein Text dieses Bereichs im wesentlichen beschaffen sein muß. Beispiele für Stilzüge des Funktionalstils der Wissenschaften sind **sachlich, folgerichtig, klar / faßlich, abstrakt, dicht / gedrängt, genau, unpersönlich.** Stilzüge sind auch deskriptiver Natur. Wir können uns nach ihnen bei der Analyse und Beschreibung von Texten richten und so überprüfen, inwieweit und mit welchen Stilelementen die zu erwartenden (dominierenden) Stilzüge umgesetzt worden sind. Die Bestimmung von Stilelementen und Stilzügen bezieht sich immer auf ein ‚Stilganzes‘. Damit ist die Bedingung der Einheitlichkeit des stilbildenden Handelns gemeint. Ein sprachliches Element wirkt nur stilistisch, wenn es im Ensemble anderer Elemente in einem gemeinsamen Sinn verwendet wird. Das intendierte Zusammenwirken der Stilmittel bildet das Stilganze.

1.3.2.2. Pragmatische Stilistik:

(SANDIG)

Die am Anfang des Abschnitts 1.3.1 vorgestellte allgemeine Stilauffassung trägt wesentliche Züge einer pragmatischen Vorstellung von Stil. Sie wurde als einführende Stilbestimmung an den Anfang gestellt, weil sie die gegenwärtig verbreitetste und grundsätzlich akzeptierte ist. Das Wichtigste soll noch einmal kurz aufgegriffen und auf die Spezifik des Sandigschen pragmatischen Stilbegriffs bezogen werden. Die pragmatische Stilistik ist eine produktive Weiterentwicklung des sprechakttheoretischen Ansatzes. Stil wird nun nicht mehr auf Einzelwörter oder Sätze, sondern auf ganze Texte bezogen. Innerhalb der Texte ist Stil eine

über die sprachliche Form vermittelte Information pragmatischer Art (Sekundärinformation, Stilinformation),

die die Situation, die dem Text zugrundeliegt, verdeutlicht,
die sich auf die Selbstdarstellung des Produzenten bezieht,
die die Beziehungsgestaltung zwischen Produzenten und Rezipienten sprachlich umsetzt,
die ausdrückt, wie (als welche Textsorte / Gattung) ein Text gelesen werden soll
und die schließlich auch etwas über das Verhältnis des Produzenten zu der von ihm benutzten Sprache aussagt.

Aus dieser Aufzählung der Funktionen von Stil wird deutlich, daß das WIE der Mitteilung für das Gelingen von Kommunikation eine große Bedeutung hat. Die Grundgedanken SANDIGS zu ihrer handlungstheoretisch begründeten Stilauffassung sind, mit Bezug auf die Terminologie der Sprechakttheorie, folgende:

Stil ist als Handeln aufzufassen. Demnach ist er mit den sprechakttheoretischen Kategorien Proposition, Illokution, Lokution und Perlokution zu beschreiben.

Sprachliches, so auch stilistisches Handeln wird als intentional, absichtsgeleitet aufgefaßt.

Die Alternative Inhalt und Form löst sich mit dem sprechakttheoretischen Ansatz auf. Inhalt wird als die Art der sprachlichen Handlung (Proposition, Illokution), Stil als die Art des Vollzugs der sprachlichen Handlung aufgefaßt.

Sprachlich-stilistisches Handeln ist konventionell und regelhaft. Dabei bezieht Sandig sich auf Gebrauchstexte und Gebrauchstile, die erfahrungsgemäß konventionell geregelt sind und die die Beteiligten, damit die Verständigung zustandekommt, wechselseitig kennen müssen.

Wenn Stile konventionell sind, kann man sie auch nach ihren Konventionen – als Formulierungsmuster – beschreiben.

Der Produzent kann eine sprachliche Handlung verschieden formulieren und mit den verschiedenen Arten des Formulierens auch Verschiedenes bewirken.

Der Sender erwartet Konventionelles. Auf (gewollte oder ungewollte) Abweichungen vom Konventionellen wird er mit erhöhter Aufmerksamkeit reagieren (vgl. FIX 1997).

Stilmuster werden, zusammenfassend gesagt, verstanden als Teile von Handlungstypen. Zwei grundlegende Vollzugsweisen (Stilmuster) sind nach SANDIG DURCHFÜHREN, den Konventionen folgen, und ORIGINALISIEREN / UNIKALISIEREN, von Konventionen abweichen.

Wenn SANDIG (1978, 69f.) Texte als komplexe Sprechakte auffaßt, deren Teiltexthe auch Sprechaktcharakter haben, ist eine wichtige Schlußfolgerung, die man daraus ziehen kann, daß Textmuster nach ihren unterschiedlichen Teilakten beschrieben werden können (vgl. 1.2.5), nach ihrer *Textproposition* (die den Text bestimmende Textreferenz und Textprädikation), nach ihrer *Textillokution* (die den Text dominierende Sprachhandlung) und nach ihrer *Textlokution* (für die Textsorte typische Elemente des Formulierungsaktes) (FIX 1993,118). Ein solcher Beschreibungsansatz setzt einen ethnomethodologischen Textsortenbegriff voraus, der sich auf das Alltagswissen der Beteiligten stützt (vgl. 1.2.5), darauf, daß alle gemeinsam über die ‚Routinen sprachlichen Handelns‘ verfügen und sowohl

deren Befolgen als auch das gewollte Abweichen von ihnen wahrnehmen und interpretieren können. (vgl. FIX 1997).

Textmuster – Stilmuster

Zu ‚Textmuster‘ ist unter 1.2.5 im Zusammenhang mit ‚Textsorte‘ das Wichtigste bereits gesagt worden: Eine Textsorte gilt als Klasse von Texten, die einem gemeinsamen Textmuster folgen, die also von gemeinsamen thematisch-propositionalen, gemeinsamen handlungstypisch-illokutiven und gemeinsamen stilistisch-formulativen Grundelementen bestimmt sind. Wie ordnet sich hier das ‚Stilmuster‘ ein? Es liegt auf der Hand, daß Stilmuster im Bereich des Lokutiven zu suchen sein werden. Die Realisierung von propositionalen und illokutiven Grundelementen im konkreten Text kann ja nur durch die Transposition auf die Textoberfläche, und das heißt, durch die Umsetzung in Sprache geschehen. Dies erfolgt zu großen Teilen mit musterhaften sprachlichen Mitteln und auch durch Abweichung vom Musterhaften. Die Menge der festgelegten musterhaften, konventionellen Mittel, die für die Realisierung von Textsorten zur Verfügung stehen, also das, was man den stilistischen Kode nennen könnte, sind die Stilmuster. Dazu gehören erstens als globale Muster (im Sinne von Möglichkeitsfeldern) die Funktionalstile und Stilzüge. Zweitens sind die Handlungsmuster, also Stilverfahren des DURCHFÜHRENS und ORIGINALISIERENS, hier einzuordnen. Und drittens haben auch die Stilfiguren als Strukturen / Möglichkeiten, die verschieden ausgeführt werden können, Mustercharakter.